Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 144 (2003)

Artikel: Im Spannungsfeld zweier Welten : die freischaffende Historikerin Dr. phil. Marita Haller-Dirr aus Stans arbeitet in zwei ganz verschiedenen Kulturen

Autor: Haller-Dirr, Marita

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033846

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Spannungsfeld zweier Welten

Die freischaffende Historikerin Dr. phil. Marita Haller-Dirr aus Stans arbeitet in zwei ganz verschiedenen Kulturen.

Zwischen zwei Welten

Please, fasten your seat belt! Zum 24sten Mal sitze ich in einem Flugzeug mit der Destination Dar es Salaam, der Wirtschaftsmetropole Tansanias. Auch an diesem trüben, nasskalten Novembertag hat mich Urs, mein Ehemann, zum Flughafen Zürich-Kloten begleitet, um mir bei der Aufgabe meines schweren und eher ungewöhnlichen Gepäcks zu helfen. Ich schleppe die unterschiedlichsten Dinge mit: Arbeitspapiere, Laptop mit Drucker, verschiedene Fotoapparate – auch um Dokumentenfilme herzustellen –, Schokoladen, Bratwürste, Cervelats, Schweizer Käse, sogar Fondues, dann Ersatzteile für Apparate und viele Briefe. Als Pendlerin zwischen zwei Welten bin ich immer auch Transporteurin, Postbotin und Weihnachtsengel. Ich wusste gar nicht, wie gut eine Bratwurst im fernen Afrika tut, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein Fondue bei einer Hitze von 35° ausgezeichnet schmecken kann.

In Dar es Salaam wohne ich bei den Baldegger Schwestern und arbeite bei den Kapuziner Brüdern. Für die ansässigen Schweizer bedeuten hiesige Spezialitäten etwas Heimat und Sinn stiftende Identität. Bei einem Raclette Essen, wie es die Schweizer Botschaft zum 1. August schon inszeniert hat, wird gemeinschaftlich die Sehnsucht nach der Familie, nach dem Zuhause gestillt. Obwohl ich hin und her fliege, musste ich dasselbe erfahren. Ich hänge in Afrika mehr an unseren Traditionen als hier. Wahrscheinlich schenken sie dort etwas Sicherheit und Vertrauen.

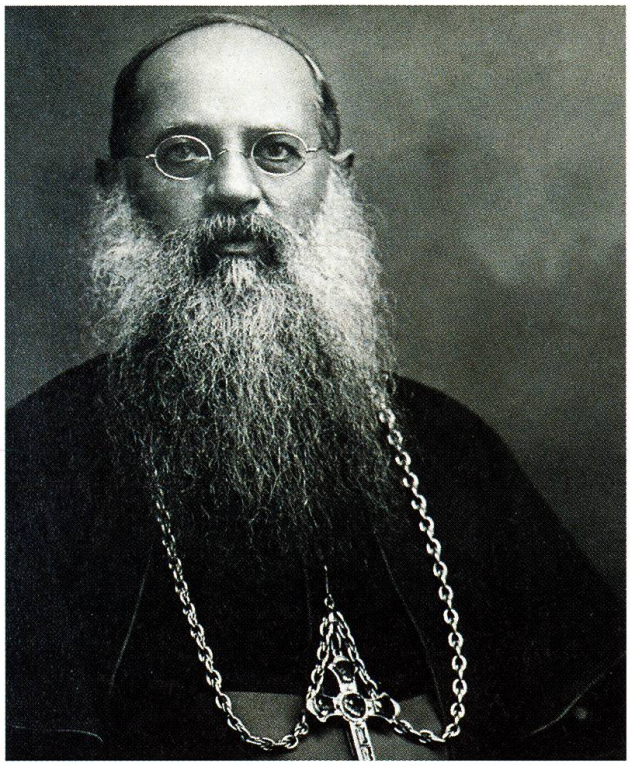
Kurz vor dem Ziel über dem Kilimandscharo.

Jetzt sitze ich aber für fast zehn Stunden in einem begrenzten, künstlichen Raum, der über den Wolken schwebt. Ich bin weder da noch dort. Stans ist weg, Urs ist weg, es ist nicht mehr kalt und schudderig, aber ich bin auch noch nicht angekommen, und trotzdem sind meine Gedanken darauf gerichtet, was mich diesmal wohl alles erwarten wird. Das feucht heisse Tropenklima wird mich gleich am Flughafen wie eine Welle in meine zweite Welt werfen. Die Flugzeugkabine ist wirklich ein künstlicher Raum, und von der grenzenlosen Freiheit über den Wolken, die Reinhard May besingt, spüre ich nichts, eher fühle ich mich in einem Vakuum ohne Heimat, ohne Identität, in dem jegliches Hinterfragen ohne Antwort bleibt.

Arbeiten in verschiedenen Kulturen

Seit 1995 arbeite ich als freischaffende Historikerin. Vorher war ich über zwanzig Jahre lang Lehrerin am Kollegium St. Fidelis ins Stans und unterrichtete Geschichte, Deutsch und Religion. 1988 mussten die Kapuziner das Kollegium dem Kanton übergeben. Das war für mich Heimatverlust. So entschloss ich mich, in einem zweijährigen, unbezahlten Urlaub von 1990–1992 das Nachdiplomstudium für Entwicklungsländer an der ETH Zürich zu absolvieren. Der erforderliche Praktikumseinsatz in einem Entwicklungsland führte mich durch die Kapuziner nach Tansania. 1921 zogen die ersten Kapuziner Brüder als Missionare zusammen mit den Baldegger Schwestern als Nachfolger der deutschen Benediktiner, die 1920 als Folge der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg das Land verlassen mussten, ins dann englisch verwaltete Tanganyika Territory. Dieses Kapitel der Geschichte habe ich in meinem Artikel über den Stanser Bischof Gabriel Zelger in der «Helvetia Franciscana» 1995 aufgearbeitet.

Im Praktikum sollte meine Aufgabe sein, den historischen Quellen der Kapuzinermission in Tansania nachzugehen. Die Schweizer Kapuziner fragten sich, ob wohl irgendwo noch Chronikbücher, Pläne, Briefe und Fotografien vorhanden seien. So ging ich auf die Suche. In staubigen

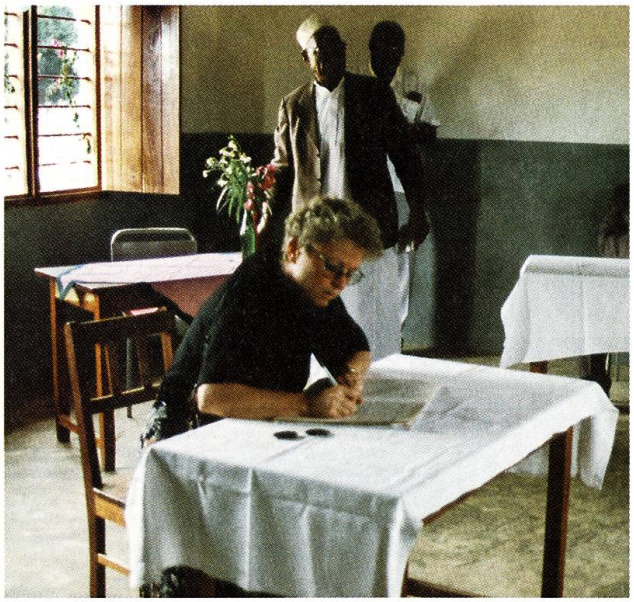


Bischof Gabriel Zelger (1867–1934) Bischof von Dar es Salaam 1921–1929.

Abstellräumen, alten Aktenschränken, die ideale Sammel- und Futterplätze tropischer Insekten bildeten, und in Kisten auf den Dachböden ehemaliger Missionsstationen wurde ich fündig. Ich sichtete das historische Material, sicherte die Chronikbücher auf Dokumentenfilmen und begann mit einer ersten Registrierung. Dann diskutierte man, wie und wo das Gefundene in Zukunft aufbewahrt und geordnet werden sollte? Der Wunsch nach einem Kapuzinerarchiv wurde wach. Man überlegte sich auch, ob die Geschichte der Mission noch aufarbeitbar sei und ob eine Missionsgeschichtsschreibung überhaupt einen

Archivmaterialien gefunden auf dem Dachboden des Bischofshauses in Dar es Salaam.

Sinn mache, ob sie nicht einer nicht mehr tragbaren eurozentrischen Sichtweise Tür und Tor öffnen würde. Es stellte sich die Frage, ob die Geschichte der Baldegger Schwestern und der Kapuziner Brüder eine Bedeutung über ihre Orden hinaus habe, ob sie mehr sein könnte als nur Selbstdarstellung in einem Land, das vordergründig viel wichtigere Probleme hat, als der Geschichte zu huldigen.
All diese Aufgaben konnten nicht in acht Monaten Praktikum gelöst werden, deshalb arbeitete ich auch nach dem Abschluss meines ETH Studiums am Auftrag weiter, neben einem Teilpensum in der Schule. Die Doppelbelastung war auf Dauer nicht tragbar und so gab ich 1995 die Schultätigkeit auf und begann freiberuflich zu arbeiten. Der Auftrag in Afrika füllt etwa 50% meines Arbeitspensums aus.



Ich gebe meine Unterschrift für die Zusammenarbeit mit der Diozöse Mahenge in einem Frauenprojekt.

In Stans gehe ich ganz anderen Spuren nach, da arbeite ich an verschiedenen Themen der Schweizer Geschichte. Die Überfallzeit von 1798 bildete einen Forschungsschwerpunkt, aber auch die Geschichte des Klosters St. Klara und der Nidwaldner Kapuziner sind mir ein Anliegen. Dazwischen sind immer wieder kleinere Aufträge zu erledigen, die sich vor allem mit Missionsgeschichte beschäftigen. Ich publiziere allerlei und halte Bildungstage zu Fragen und Problemen von Entwicklungsländern.
Die Themen, die Arbeitsweise und -methode hier in der Schweiz und dort in Tansania könnten nicht unterschiedlicher sein. Schon die verschiedene Berufsbezeichnung in beiden Ländern macht dies deutlich. Hier gelte ich als Historikerin. In meiner Niederlassungsbewilligung für Tansania, die mir das Einreisen jeweils erleichtert, gelte ich als Missionarin. Als Historikerin, mit der man gleich den Beruf der Lehrerin impliziert, hätte ich nie ein Visum erhalten. So gelte ich als Anhängsel der Kapuzinermission, das niemandem einen Arbeitsplatz wegnimmt.

1991 arbeitete ich noch ohne Computer in einem schuppenartigen provisorischen Archiv, wo mich einmal ein kleiner Affe und ein anderes Mal ein grösserer Waran besuchten. Ich filmte die Dokumente mit einfachsten Hilfsmitteln zur Mittagszeit in der prallen Sonne, um einen Schattenwurf zu vermeiden. Eine Kommunikation mit andern Wissenschaftlern war nicht möglich, eine Verbindung per Telefon oder Fax schwierig, an E-mail- oder SMS-Kontakte war gar nicht zu denken. Heute sitze ich in einem eigenen Büro und besitze ein klimatisiertes Archiv, das von mir eingerichtet und elektronisch erfasst worden ist. Der Laptop ist seit 1994 mein ständiger Begleiter, obwohl er unter dem unregelmässigen Strom leidet. Der erste gab deswegen auch schon seinen Geist auf.

Hier in der Schweiz stehen mir bestens eingerichtete und registrierte Archive zur Verfügung. Überall gibt es Mikrofilmlesegeräte, gute elektronische Hilfsmittel, Bibliotheken und angenehme Arbeitsräume. Ich arbeite hier ganz anders, schätze die Auseinandersetzung mit andern Historikern, die Breite des Denkens und das wohlige Sein. Trotzdem möchte ich die andere Welt nicht mehr missen. Sie fordert heraus, verlangt Fantasie, um unmögliche Situationen zu meistern, bietet eine Vielfalt von Tätigkeiten: ich bin Kammerjäger, um Insekten im Archiv auszurotten, ich bin Beraterin für den Aufbau von Archiven, ich halte Vorträge über die Bedeutung von Archiven und über die Wichtigkeit der eigenen Geschichte als Kulturträger und Identitätsspender. Daneben sind Oral History Projekte, welche die afrikanische Antwort auf die Missionierung erforschen, im Gang. Sie dienen der Animation des historischen Selbst-

bewusstsein der Tansanier. Das Interesse an der eigenen Vergangenheit wächst zu meiner eigenen Freude stetig, und ich hoffe bald, alle Tätigkeiten in afrikanische Hände legen zu können.
1997 entstand auch ein interkulturelles Buch zur 75jährigen Präsenz der Baldegger Schwestern und der Kapuziner Brüder in Tansania, das die afrikanische wie die europäische Seite inhaltlich wie sprachlich gleich gewichtet. Es bietet eine Mischung von historischer Berichterstattung und kritischer Reflexion über Vergangenheit und Zukunft. Zahlreiche Fotos dokumentieren die frühere Zeit.

Zudem begleite ich Projekte im Bereich Bildung und Frauenförderung. Wir versuchen junge Frauen in ländlichen Gebieten so aus- und weiterzubilden, dass sie ein kleines Geschäft aufbauen oder eine weitere Berufsausbildung erlangen können, um in Zukunft eigenständig zu leben. Das Projekt steht jetzt vor dem schwierigsten Schritt: der Professionalisierung und Qualitätssteigerung.

Mein Büro in Dar es Salaam ist somit mein Stützpunkt, wo ich mich nach mühsamen langen Reisen immer wieder heimisch fühlen kann. So lebe ich an zwei Orten: in Stans und in Dar es Salaam.

Auf dem Wasserturm des Frauenprojektes in Ifakara. Mit zwei Mitarbeiterinnen aus einem von den Baldegger-Schwestern gegründeten Orden.

Stans – Dar es Salaam

Stans ist ein überschaubarer Ort, in dem man sich auf der Strasse noch grüsst. Alles ist nahe und leicht erreichbar. Die Häuser sind herausgeputzt und oft wunderschön geschmückt. Stans ist aber keineswegs ein musealer Ort, der durch seine Geschichtsträchtigkeit immer noch in der Vergangenheit döst. Im Gegenteil, Stans verändert sich dauernd, und es läuft immer etwas. Mir wurde es wohl in Stans, denn 1972 hätte ich nie gedacht, dass ich als Stadtzürcherin hier eine lange Bleibe haben würde. Stans ist ein angenehmer Wohn- und Arbeitsort, ich fühle mich heimisch, aber Heimat empfinde ich doch in meiner pluralistischen, multikulturellen Identität und Arbeit.

Da ist Dar es Salaam schon ganz anders, wenn sich auch durch die Globalisierung Lebensstile und Lebenserfahrungen anzugleichen scheinen. In allen grösseren Städten bildet sich eine urbane Populärkultur heran. Das erleichtert vordergründig den Umgang unter den Menschen, erschwert aber hintergründig die Prozesse der kulturellen Selbstbesinnung und Selbstbestimmung und verhindert oft die Wertschätzung des Andern, des Fremden.
Dar es Salaam ist eine kuriose Stadt. Sie brüstet sich mit ihren gut drei Millionen Einwohnern Grossstadt zu sein – mehr als die Hälfte sind erst in den letzten zehn Jahren hinzugezogen – und sie wirkt doch provinziell. Sie gibt sich als Geschäftszentrum, gleicht aber oft eher einem Krämerladen. Sie zeigt sich in der Oysterbay am Meer villenmässig und im afrikanischen Zentrum Kariakoo teils verlottert und heruntergekommen. Man findet romantische wie dreckige Gegenden. Sie kennt ein hektisches Getue, erstickt fast im täglichen Verkehrskollaps, aber trotzdem schläft sie in der Lethargie der lähmenden Hitze. Sie ist verwildert und vor allem abends gefährlich, aber doch auch anziehend. Sie wirkt arm und elend, aber auch wieder faszinierend in ihrer Lebensfreude. Dar es Salaam ist nicht zu beschreiben. Der Hafen des Friedens, wie die Übersetzung lauten würde, ist nicht begreifbar. Man kann die Stadt und ihre Einwohner nur von Minute zu Minute je neu erleben. Der Ärger, dass vieles

Bei einer Gedenkfeier für einen verstorbenen Kapuziner in Rhotia.

nicht klappt, verwandelt sich plötzlich in herzliche Freude, weil es doch immer irgendwie geht, und die Freude verstummt genauso abrupt wieder in der Trauer des Elends. Dar es Salaam ist ein Rätsel, das sich nicht enthüllt, und gerade das ist ihr Reiz. Sie ist voller Überraschungen. Einmal fliesst Wasser, dann wieder nicht, einmal geht das Telefon, dann wieder nicht, einmal brennt Licht, dann wieder nicht. Das äusserlich Sichtbare und Spürbare hat sich aber in den letzten zehn Jahre verbessert und verschönert.

Unterschiedliches Geschichtsverständnis

Der Psychoanalytiker Paul Parin und der Ethnologe Fritz Morgenthaler fassten ihre Afrikaerfahrungen im Satz zusammen: «Die Weissen denken zu viel in Afrika.» Dieser Ausspruch machte mich stutzig, und je länger ich mich mit ihm auseinandersetzte, desto näher kam er mir.

Eine alte Frau in Mtimbira erteilte mir eine Lektion. Diese Frau hatte eine ganz eigenartige Ausstrahlung, die ihrer armseligen Erscheinung eine gewisse Vornehmheit verlieh. Aus einem überaus zerfurchten Gesicht schauten zwei kleine, wässrige Augen, in denen man aber immer noch Hoffnung ablesen konnte. Die stark gekrausten, drahtigen Haare waren weiss und bildeten zum schwarzen Gesicht einen kuriosen Gegensatz. Ihren schmächtigen fast ausgetrockneten Körper bedeckte dürftig ein zerschlissener Rock. Schuhe oder Sandalen hat sie wahrscheinlich ihr ganzes Leben nie getragen, denn die Fusssohlen waren mit einer rauhen, dicken Hornhautschicht überzogen. Sie hing an einem Stecken. So stand sie vor mir und sagte: «Ich bin alt, aber trotzdem lebe ich gerne – gib mir Geld für Tabak!» Ich liess meinen Dolmetscher die Frau nach ihrem Alter fragen. Sie lachte, schüttelte den Kopf und rief mir zu: «Mzungu (Weisse), du hast keine Ahnung, was soll ich mit dieser Frage? Ich weiss nicht, wie alt ich bin, aber im grossen Krieg war ich so.» Sie zeigte die Grösse eines kleinen Kindes. Was meinte die Frau mit dem grossen Krieg? War es der Erste Weltkrieg, der ja in Tansania ebenfalls wütete: Die Engländer bekämpften die Deutschen – Deutsch-Ostafrika kam danach als Völkerbundmandat an England. So wäre diese Frau 1915/16, da waren die stärksten Kämpfe im Innern des Landes, um fünf Jahre alt gewesen. Weiter berichtete sie, dass sie ihr erstes Kind geboren habe, als im Land eine fürchterliche Hungersnot herrschte. Das war 1927, da war sie etwa 17 Jahre alt. Sie gab noch weitere Ereignisse als Lebensraster an. Zur Zeit meiner Frage war sie somit über achtzig Jahre alt. Ihre Zeitrechnung bildeten Ereignisse, die für das konkrete Leben von grosser Bedeutung waren. Natürlich war mir diese Lehre ein paar Schillings für Tabak wert. Sie nahm das Nötchen rasch und versteckte es dort, wo Frauen oft den «Geldtresor» haben. Lachen musste ich darüber, wie sie es tat: Sie klemmte es unter die Brust, was ihr nur das Alter ermöglichte! Seit dieser Lektion lässt mich die Auseinandersetzung mit dem Geschichts- und Zeitverständnis afrikanischer Stämme und Sippen nicht mehr los. Der berühmte Geschichtsphilosoph Arnold Toynbee (1889–1975) meinte, dass die Geschichte immer wieder neu zu schreiben sei, «nicht weil neue historische Tatsachen bekannt werden, sondern weil sich der Standpunkt des Betrachters ändert». Fakten aneinanderzureihen und sie als endgültige Aussagen zu betrachten wird dem afrikanischen Empfinden keineswegs gerecht. Die Industriegesellschaften haben ein lineares historisches Weltbild, in dem alle Ereignisse in eine geschichtliche Kontinuität gestellt werden. Die Zeitrechnung in afrikanischen Gemeinschaften

geschieht jedoch über Erlebnisse, die für das konkrete Leben von Bedeutung sind. Einen Strom der Zeit gibt es nicht, es gibt nur Ereigniszeit. Historische Tatsachen sind nur sinnvoll, wenn in ihnen Erfahrungen vergegenwärtigt werden. Wir hingegen befassen uns mit Geschichte in mathematisch berechenbaren Zeiträumen, objektivieren sie, beurteilen sie und stellen sie dann im Buch der Vergangenheit ad acta. Die Afrikaner sind viel personaler und gemeinschaftlicher von der Geschichte durchdrungen. Nicht, wer eine Argumentationskette vorzuweisen hat, begründet historisch, nicht rationale Legitimation erklärt den Geschichtsfluss, sondern einzelne Geschichten verdichten sich zur Geschichte.

Ich lebe im selben Kulturraum wie die Missionarinnen und Missionare. Das ist wohl ein Vorteil, denn ich verstehe die von ihnen geschriebenen Chronikbücher und Briefe der gleichen Muttersprache und des gleichen Kulturverständnisses wegen leicht. Aber dieser Vorteil hat auch eine schmerzliche Seite, denn es wurde mir in Tansania klar, dass diese Berichte für die Mehrheit der Einheimischen gerade deswegen nicht zugänglich sind. An und für sich müssten doch Tansanier diese Geschichte betrachten. Sie müssten die Ereignisse, die in ihrem Land geschehen sind, interpretieren und werten, oder sie müssten mindestens mich kontrollieren, damit keine peinliche Heldengeschichte über weisse Missionarinnen und Missionare entsteht, sondern sich die Missionsgeschichte zu einem Teil der Kirchengeschichte ihres Landes ausweitet.

Alte Frau in Mtimbira.

Wir müssen feststellen: Missionarinnen und Missionare kamen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis nach dem Zweiten Weltkrieg aus Europa, dann auch aus Amerika, um in Afrika nach ihrem Gutdünken und nach ihrer christlichen Überzeugung, also nach europäischem Muster, Lebensweisen zu ändern. Insofern ist ihr Tun als Sendungsgeschichte westlicher Prägung zu sehen. Die Missionsgeschichte Afrikas ist zuerst einmal ein Kapitel europäischer Kirchengeschichte. Sie stellt sich unter dem Vorzeichen der Expansion dar, als Geschichte einer Eroberung, selbst wenn wir die gesamte Kirche als Mission erfahren. Damals wollte man Gott bringen und geben, weil man glaubte, ihn zu besitzen, und reduzierte zum Teil Evangelisierung auf blosse christliche Systemerweiterung. Diese Meinung lag im Trend der Zeit und war eine Folge des imperialistischen, europäischen Denkens. Darunter hatte Afrika stark zu leiden. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg hatten sich die wenigsten Missionarinnen und Missionare Gedanken gemacht, ob ihr Tun zur afrikanischen Lebensordnung passe.

Der Historiker muss nun diese Zeit analysieren und versuchen, die Ereignisse in die Epoche zu betten, aber dies im Bewusstsein, dass er die Atmosphäre einer verschwundenen Zeit nicht mehr mitliefern kann. Die Quellen sind nämlich nicht das Ereignis selbst. Mein Erzählen der Kapuziner Missionsgeschichte ist keine dokumentarische Photomontage und zeigt die Vergangenheit nicht "live". Die Geschichte existiert nur im Verhältnis zu den Fragen, die wir an sie stellen. Die Fakten liefern den Stoff dazu, sie sind aber nicht die Tatsachen selbst. Denn die Menschen, die heute über vergangene Zeiten berichten, haben wenig Ähnlichkeit mit jenen Menschen, die dabei waren. Aus dieser Perspektive betrachtet, ist Missionsgeschichte eine entfremdete Geschichte. Darum kann die Umwandlung

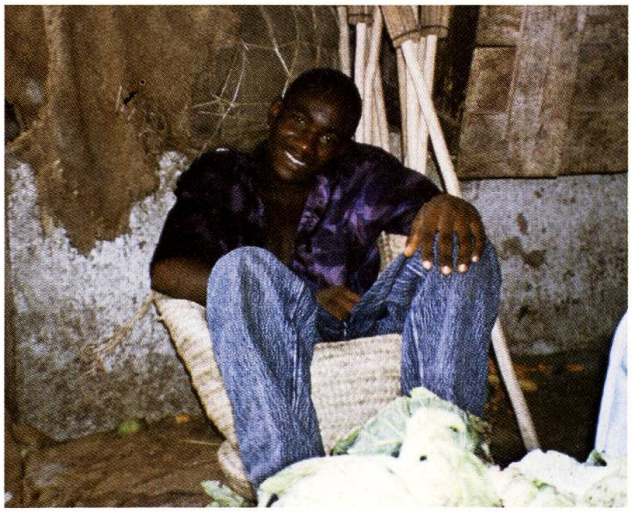
Grab von P. Prosper Lussy von Stans, in Tansania von 1928–1980 in Ifakara.

zur afrikanischen Kirchengeschichte nur in einer gemeinsamen, oft sogar schmerzhaften Aufarbeitung geschehen. Die Suche nach der "African response" ist von grösster Bedeutung.
Wichtig ist zu betonen, dass die historischen Dokumente der Missionen auch eine Bedeutung haben für die Landesgeschichte, denn die Missionare schrieben zu einer Zeit, da die Einheimischen noch nichts aufgezeichnet haben, sie fotografierten und versuchten sich in ethnologischen und sprachwissenschaftlichen Forschungen.
Wenn ich in der Schweiz an Schweizer Themen arbeite, dann ist meine historisches Denken anders. Die afrikanische Sicht, stimmt für uns nicht. Ich pendele zwischen zwei verschiedenen Kulturen.

Das Leben in zwei Welten

Die Hilfsbereitschaft, Herzlichkeit und Gastfreundschaft der armen Leute hat mich oft geradezu beschämt. Ich als reiche Schweizerin wurde grosszügig mit Gütern und Gesten beschenkt, Menschen sind auf mich zugekommen, um mir etwas von ihrem Leben zu zeigen. Zunächst schaltete mein Hirn immer arrogant auf «Man-will-etwas-von-mir-Mentalität», denn Weisse sind doch «Geldkühe». Bald musste ich mein überhebliches Wohltäterfeeling abstreifen und das Nehmen lernen.
So schenkte mir eine kleine, überaus einfach lebende Gemeinschaft junger Männer eine Ente, nur weil ich in ihre Lehmhütte eintrat und weil mich ihr Projekt interessierte. Sie war ein Prachtstück, das für sie ein Vermögen bedeutete. Eine zehnköpfige, sehr arme, wenn nicht eher elende Familie tischte ihren einzigen Fisch auf. Wo sie die zwei Plastiklöffel aufgetrieben hat, ist mir ein Rätsel. Hilflos tunkte ich den Reis in die gelbe Sauce und stocherte am Fisch herum. Mein Problem war, ob mein Magen-Darm-Trakt wohl dieses Essen ertragen würde. Natürlich liessen meine Begleiterin und ich der Familie mehr als die Hälfte des Fisches zurück, damit auch die Kinder, die uns mit grossen Augen zuschauten, noch etwas zu essen hatten.

Wie oft äussern wir unbedacht Vorurteile, wie: Die Menschen dort sind faul, denn sonst ginge es ihnen wirtschaftlich viel besser. Die Menschen dort sind korrupt, sie reiten sich selber in den Abgrund. Die Menschen dort sind aggressiv, das zeigen doch die vielen Kriege. Tansania hat noch nie einen Bürgerkrieg geführt. Dass diese Unzulänglichkeiten und Schrecklichkeiten aber zum grössten Teil Hypotheken der Geschichte sind, die der weisse Mann mitgeschrieben hat, vergessen wir dabei, und dass bei uns auch nicht das Paradies herrscht, schieben wir auf eine



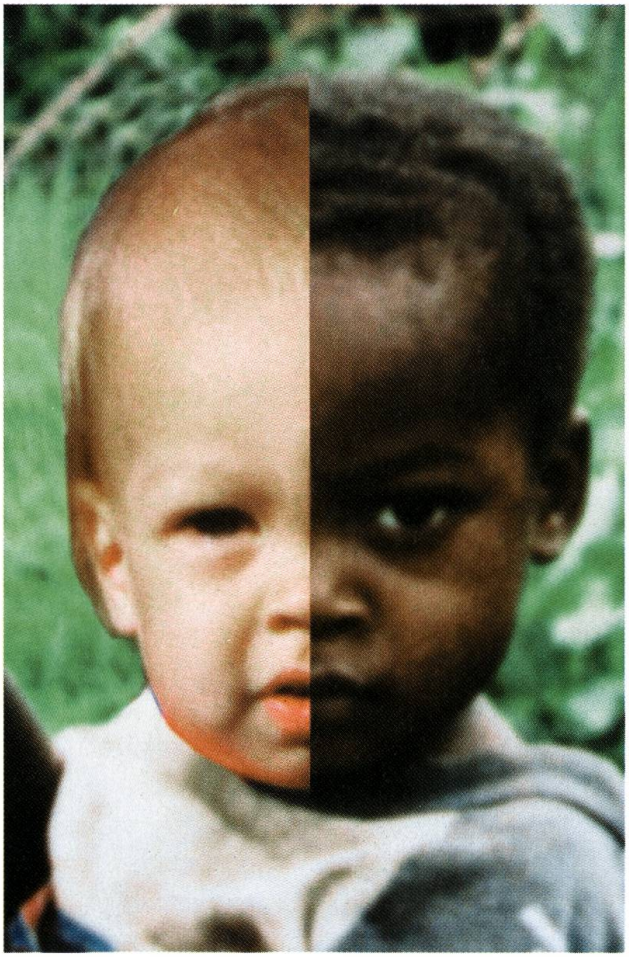
Auf dem Markt. Man bleibt heiter, wenn das Geschäft auch nicht gut geht.

andere Bank. Sicher urteilen wir nicht mehr so scharf, wie die Kolonialisten vor hundert Jahren, die meinten: «Der Neger ist ein schwarzes Tier mit Wollhaaren auf dem Kopf!» man war sogar der Meinung, dass der anderen Hautfarbe ein anderes Gehirn entsprechen müsse. So war die Minderwertigkeit der Afrikaner genetisch programmiert. Der Afrikaner galt als Untermensch. Erst durch die strenge und brutale Zuchtbehandlung seitens der Weissen musste er auf die Stufe des eigentlichen Menschseins gehoben werden. Ich habe Tansania anders erlebt, wenn ich auch noch zum Teil in rassistischem Denken erzogen wurde und dem Nicknegerli Batzen eingab. Aber bereits damals war Afrika auch anders in mir und ich schliesse den Kreis des Erzählens mit den Anfängen.

Mein kindlicher Afrikatraum

Als ich vier Jahre alt war, brachte mir meine Mutter von einer Reise eine kleine, schwarze Puppe namens Bambula heim. Ich hatte sie gleich sehr lieb. Obwohl ich heute weiss, dass sie aus einem Spielwarengeschäft in Südfrankreich stammte, war sie für mich damals ein Wesen aus einer anderen Welt, die mich anzog. In meiner kindlichen Phantasie suchte ich nach ihrer Heimat, und ich versprach ihr in vollem Ernst, dass wir einmal gemeinsam dorthin fahren würden. Was ich mir vornahm, wusste ich nicht, und es war vorerst auch nicht wichtig.

Auf Reisen hielt ich Bambula fest im Arm. Als die Familie einen Freund meines Vaters besuchte, griff der mir fremde Mann schmunzelnd nach meiner Puppe. Ich stotterte: «Bambula hat Angst, sie kommt von weit her.» Ich fand den Mann blöd. «Mama, warum trägt der Mann Bambularocksocken?» Meine Mutter schaute verdutzt auf die Strümpfe des Gastes. Sie waren violett-weinrot wie Bambulas Jupechen. Die Erwachsenen lachten, und der für mich immer noch komische Mann sagte: «Weil Bambula und ich aus demselben Land kommen.» Ich bestürmte den Mann mit Fragen: «Wo ist dieses Land, wie sieht es aus, was machst du dort?» Er gab bereitwillig und lebendig Antwort. Es war der Benediktiner Viktor Hälg, damals Bischof von Ndanda in Südtansania.

Bambula hatte eine reale Heimat bekommen, dahin wollte ich reisen. Afrika übte seit dieser Begebenheit eine Anziehungskraft auf mich aus. Globi war in Afrika, Babar war in Afrika: Alle diese Kinderbücher verschlang ich mit Bambula zusammen. Ich erzählte Bambula die Afrikaberichte des schottischen Missionars David Livingstone und des englischen Forschers Henry Morton Stanley. Auch Missionsheftchen wurden zur Pflichtlektüre. Seither blieb mein Interesse an der afrikanischen Geschichte, wenn auch später Bambula ein stilles Büchergestelldasein akzeptieren musste. Bambula trieb mich selber nach Tansania.

Das einzige, was Bambula heute noch erhält, sind Erzählungen, Essays und Abhandlungen. Ich schreibe sie für sie. Aus der Fülle dieser Geschichten, ist teils diese Beschreibung meiner Arbeit entstanden.